HESSISCHE SCHANZARBEITER AM WESTWALL (HERBST 1944)

von Hermann Otto Vaubel

Als die alliierten Truppen nach der Landung in der Normandie sich allmählich der Reichsgrenze näherten, erhielt der Westwall für die deutsche Führung wieder militärische Bedeutung. Man wollte den Versuch machen, den Vormarsch der westlichen Verbündeten dort aufzuhalten, zumindest zu verzögern. Man war sich allerdings darüber klar, daß diese in den 30er Jahren des Jh. geplante und ausgeführte Verteidigungszone, mit ihrem in die Tiefe gestaffelten System von 22 000 größeren und kleineren Bunkern und dem sich davor hinziehenden Hindernisstreifen von Betonhöckern, durch die Erfahrungen des Krieges in vielem veraltet war. Die Gegner wußten das wohl ebenso wie die Deutschen.

Von welcher Seite - ob von der militärischen oder der politischen Führung des Reiches - in dieser Situation des Krieges die Initiative ausging, hinter den Höckern der ersten Sperrlinie durch einen tiefen Panzergraben die Hindernisse zu verstärken, ist heute schwer auszumachen. Es liegt nahe, daß die NSDAP - speziell die zuständigen Gauleiter - den Anstoß gaben. Der Gedanke muß wohl dort in der Luft gelegen haben, denn in Ostpreußen versuchte ungefähr zur gleichen Zeit der Gauleiter Koch, durch den Bau eines Panzergrabens die Grenze gegen die Russen zu verteidigen.

Für die "Hoheitsträger" war es jedenfalls eine günstige Gelegenheit, sich Hitler gegenüber positiv zu profilieren. Militärisch war es, wie sich später herausstellte, ein sinnloses, dilettantisches Unternehmen.

Den "Politischen Lettern" jeder Rangstufe gab der Einsatz von Schanzarbeitern die willkommene Gelegenheit, gewisse Kreise der Bevölkerung in dieser entscheidenden Phase des Krieges zu disziplinieren. Seit August 1944 wurden - wie in anderen westlichen Gauen des Reiches, auch im Gau Hessen-Nassau von der NSDAP Kolonnen von älteren Männern, die nicht im Wehrdienst standen, zusammengestellt und für einige Wochen abwechselnd an den Westwall geschickt. Es waren Leute, die die politische Führung für in der Heimat "ganz entbehrlich" hielt. (S. Leserbrief von M. d. B. Richard Ey (FAZ 28. 1. 1977) über den Einsatz von Martin Heidegger, der im Sommer 1944 "zu Schanzarbeiten am Rhein befohlen wurde").

Man griff Männer heraus, die nicht in der Partei waren, dann "laue" "Parteigenossen", denen man vorwarf, sich nicht aktiv genug für den "Endsieg" einzusetzen, mißliebige Behördenleiter und politisch "Nicht-Einwandfreie".

Erzieherische Gründe gab es auch. Es lag durchaus im Sinne der "Volksgemeinschaft", auch die von Hitler wenig geliebten "Intellektuellen" mit der ganzen Härte körperlicher Arbeit bekanntzumachen.

Eine ärztliche Tauglichkeitsuntersuchung all' dieser Männer von Mitte 40 bis in die Sechziger fand nicht statt. Der Willkür der auswählenden Parteiorgane war keine Grenze gesetzt.

Damals war ich Leiter der Oberschule in Alsfeld (in Oberhessen). Aus sachlichen Gründen hatten sich verschiedentlich Schwierigkeiten mit dem Kreisleiter der NSDAP, der Hitlerjugend und dem Landrat ergeben. Das blieb nicht ohne Konsequenzen.

Kurz nachdem zwei Studienräte der Alsfelder Schule von einem vierzehntägigen Dienst als Schanzarbeiter am Westwall zurückgekehrt waren, erhielt ich meinen Einberufungsbefehl. Am 22. Oktober 1944 sollte ich mich am Bahnhof Gießen zum Abtransport nach dem Westwall einfinden. Die notwendige Arbeitskleidung sei mitzubringen. Der Einsatz dauere 14 Tage.

Als ich am Nachmittag des 22. in Gießen eintraf - es war der Tag, an dem die Amerikaner Aachen einnahmen, wie man später erfuhr - standen in der Bahnhofsvorhalle schon überall Gruppen älterer Männer, in einfacher Kleidung, die meisten in Mänteln, mit Rucksäcken oder mit Koffern. Sie waren aus ganz Oberhessen zusammengerufen worden. Nach einiger Zeit wurden unsere Namen aufgerufen, nach Kreisen getrennt.

Der Sonderzug war noch nicht da, wir mußte in der Halle warten. Währendem trat ein Mann in Zivil zu mir und fragte mich, ob ich den Studienrat R. aus Grünberg gesehen hätte. Er hätte sich auch hier einfinden müssen. Als ich das verneinte, schrieb er etwas in sein Notizbuch. Nach dem Kriege erfuhr ich von R., die Gestapo sei der Sache nachgegangen, nur durch ein glaubhaftes Attest des Amtsarztes sei er Repressalien entgangen.

Der Sonderzug fuhr ein. Er kam von Dillenburg. Er brachte einige Wagen voll russischer Fremdarbeiter mit, die bei Buderus in Wetzlar gearbeitet hatten.

Als wir eingestiegen waren - zusammen mit zwei anderen Alsfeldern war es mir gelungen, in dem überfüllten Zug einen Sitzplatz zu finden - sahen wir auf dem Bahnsteig noch eine größere Gruppe junger Polen stehen. Sie wurden von SA-Leuten bewacht. Es wurden noch einige Personenwagen angehängt und die Polen in sie verladen.

Wegen der Fliegerangriffe wartete der Zug noch die Dunkelheit ab, bis er abfuhr. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Häufig hielt der Zug auf freier Strecke. Es war kaum festzustellen, wo man sich befand. Alle Bahnhöfe waren in tiefe Dunkelheit gehüllt, nur die Weichen waren schwach beleuchtet. Bei der Durchfahrt durch den zerstörten Bahnhof von Darmstadt heulten die Alarmsirenen über die Stadt.

Schon beim Einsteigen waren wir nach unseren Heimatkreisen gesondert worden. Aber wir kannten uns trotzdem kaum. Man nahm die erste Fühlung mit den Schicksalsgenossen auf. Aus dem Kreis Alsfeld waren es ältere Beamte der verschiedensten Art, Lehrer, Angestellte und Bauern.

In tiefer Dunkelheit fuhren wir bei Worms über den Rhein. Wir erhielten die erste Verpflegung. Es war noch dunkel, als wir Kaiserslautern passierten. Jeder war gespannt, wohin die Fahrt gehen sollte. Allmählich mußten wir uns dem Westwall nähern. Es begann zu dämmern. Das Land, das wir durch die Fenster sahen, lag in tiefstem Frieden. Es wurde hell. Die Landschaft erhielt Gestalt. Ein grünes Tal, ein waldiger Höhenrücken zur Seite, mit einer Burgruine. Die Bahnlinie lief an dem Wald-rücken entlang. Ein typisch deutsches Idyll, in zarten Pastellönen. Oft hielten wir nun wieder auf offener Strecke, ohne daß ein Grund erkennbar war. .

Ein einziges Mal begegnete uns ein kurzer Zug, ein Oldtimer wie eine Kinder-Eisenbahn: Eine kleine Tender-Lok, die ein paar altmodische Personenwagen zog, wie sie sonst damals nur noch auf den Nebenstrecken liefen. Die Fensterscheiben fehlten, manche Fenster waren mit Holz verschalt. - Güterzüge hatten wir schon lange keine mehr gesehen. Der kleine Zug war fast leer. Es war der einzige fahrende Zug, den wir an diesem Tag erblickten. Seine Rauchfahne lag noch eine Zeitlang hinter ihm. Sie entfernte sich in der Richtung, aus der wir gekommen waren.

Unser Zug verringerte sein Tempo, er hielt nun noch häufiger, manchmal stundenlang.

Schüsse knatterten hinter Waldhängen. Aber die Front mußte noch weit entfernt sein. Vielleicht kamen sie von einem Schießplatz.

Wir tippten, daß es in Richtung Saarbrücken ginge. Wir waren noch dieser Meinung, als der Zug längere Zeit vor dem Bahnhof von Homburg/Saar hielt. Das Bahngelände lag da wie eine leere Stube. Kein Wagen, keine Lok, keine Menschen. Der Zug schob sich ein Stück zurück, anscheinend in Richtung Pirmasens, bei einer Gleisabzweigung bogen wir in eine Nebenstrecke ein. Wir wußten nun, es ging nicht in das Saargebiet. Es dauerte nicht mehr lange, da lasen wir das Stationsschild "Zweibrücken".

Der Bahnhof war unbeschädigt. Vor ihm sammelten wir uns. Wir standen auf der Straße und mußten lange warten. In der Nähe lagen ein paar Häuserruinen und eine zerstörte Schule. Es war Nachmittag geworden.

Wir wurden aufgeteilt. Eine Gruppe mußte weiter hinausmarschieren, zur Fasanerie. Wir anderen marschierten geschlossen durch die noch fast unversehrte Stadt. Sie lag wie tot da; kein Mensch ließ sich zwischen den Häuserfassaden sehen. Die Straße stieg an, zu einer Anhöhe. Wir machten halt vor einem großen Schulgebäude, dem Gymnasium auf dem Himmelsberg.

Unser Transport von hessischen Schanzarbeitern hatte das große, schon ziemlich verwahrloste Schulgebäude fast ganz für sich. Sämtliche Räume waren leer, ohne Bänke, ohne Tische, ohne Stühle. Wir wurden auf die einzelnen Zimmer verteilt.

- Den 70 Männern aus dem Kreis Alsfeld wurde die geräumige Schulaula zugewiesen, ein nüchterner Raum im obersten Stockwerk, mit hohen Fenstern, deren Scheiben meist zerbrochen waren. Ihre Öffnungen hatte man mit Pappe notdürftig vernagelt. Der Fußboden war leer. Von den Wänden sahen die Gipsbüsten der Herzöge von Pfalz-Zweibrücken und der bayerischen Könige teilnahmslos auf das Treiben zu ihren Füßen.

Wir stellten unser Gepäck ab, die Rucksäcke und die Koffer, und wurden "eingewiesen". In der Turnhalle sollten wir Stroh für unser Nachtlager fassen. Jeder griff sich dort von dem Stroh, das in wirren Haufen herumlag, soviel er tragen konnte. Es war zum großen Teil naß und klamm. Später erfuhren wir, daß es schon von russischen Zwangsarbeitern benutzt worden war. Die Aborte im Schulgebäude wurden erst nach Einbruch der Dunkelheit geöffnet. Tagsüber waren sie verschlossen. Währenddem standen in der Nässe und Kälte des Spätherbstes nur primitive Latrinen zur Verfügung, die in einem Garten in der Nähe angelegt waren, nichts als lange Balken über offenen Gräben.

Aber tagsüber war man ja sowieso draußen im Gelände am Westwall bei der Arbeit. Unsere Zimmer waren dann abgeschlossen und das Quartier nur mit Ausweis zugänglich. Sonntage gab es keine. Vor dem Abmarsch wurden wir kontrolliert, ob niemand zurückgeblieben war. Alle Räume wurden nachgesehen. Gelegentlich befanden sich auf dem "Revier" ein paar Leute, die krankgeschrieben worden waren. Das geschah aber nur äußerst selten. Die meisten von uns haben den Arzt nie zu Gesicht bekommen.

Unser Befehlshaber (Transportleiter) war Studienrat L. aus Friedberg. Er zeigte sich nur höchst selten bei uns draußen am Wall. Er verwaltete sein Kontingent mit ein paar Schreibern vom Quartier im Gymnasium aus. Die braune Uniform der Politischen Leiter sollte ihm Autorität verleihen. Wer weiß, wie er zu dieser Funktion gekommen war. Er sah nicht danach aus, daß er sich dazu gedrängt hätte.

Wir richteten uns in unserer Aula häuslich ein. So gut es eben ging. Man breitete das Stroh aus. Eine der beiden Decken, die man empfangen hatte, nahmen wir als Schlafunterlage und Sitz. Sie diente auch als Symbol der Besitznahme der Lagerstatt. Der Rucksack mit der persönlichen Habe stand in der Nähe, auch das Kochgeschirr, das jeder erhalten hatte.

Noch in der Dunkelheit schrillten die Trillerpfeifen zum Wecken durch die Gänge, zuerst um halb 5, dann, als es erst später hell wurde, um 5 Uhr. Ersatzkaffee wurde ausgegeben, Marmelade und Brot hatten wir schon am Abend vorher empfangen. Man wusch sich schnell in den wenigen Waschräumen, die eingerichtet worden waren.

Eine Stunde nach dem Wecken - noch in der Dunkelheit, wegen der Flieger - trottete unsere Kolonne dann durch leere Straßen, zwischen schwarzen Häuserwänden, wortkarg, mißmutig, unausgeschlafen, unter dem anonymen, ungreifbaren Zwang des Unabänderlichen, zu einem Unternehmen, dessen Sinnlosigkeit man ahnte und bald erfahren sollte.

In der ersten Zeit überholten wir noch manchmal lange Kolonnen dunkel gewandeter russischer Frauen in langen Röcken mit Kopftüchern. Sie zogen stumm dahin, es war zu dunkel, um die Gesichter zu erkennen, eine scheinbar ungegliederte graue, unpersönliche Masse wie wir, nur daß sie von uniformierten SA-Leuten begleitet wurde.

Jenseits der Bahn mußten wir durch Ixheim, einen von Bomben schon damals stark zerstörten Vorort von Zweibrücken. Dann ging es hinauf über Felder bis zu dem ehemaligen Exerzierplatz der Garnison. Eine Mulde mit einem größeren Bunker, dann war es nur noch ein kleines Stück bis zu unserem Arbeitsplatz am Westwall. Mittlerweile war es hell geworden. Wir waren eine Wegstunde von der Stadt entfernt, die elsässische Grenze war nicht allzu weit.

Am ersten Morgen waren wir etwas später abmarschiert. Wir wurden in kleinere Gruppen abgezählt, um an verschiedenen Bunkern das Arbeitsgerät zu empfangen. Vor dem Eingang des Bunkers, wo jeder von uns Spitzhacke, Spaten und Schippe erhielt - man hatte von da einen weiten Blick in das Land - stand ein russischer Kriegsgefangener in zerlumpter, dünner Uniform. Jedesmal, wenn er Gerät aus dem Bunker herausgeholt hatte, streckte er uns bettelnd die Hände entgegen. Mit hoher Stimme rief er in monotonem Singsang immer wieder "Sigaretti-Sigaretti". Einige warfen ihm Zigaretten zu. Den ausgemergelten kahlgeschorenen Kopf sehe ich noch vor mir.

Bald darauf erreichten wir das eigentliche Festungssystem, kleinere Bunker häuften sich in lichtem Gehölz, offenes Gelände schloß sich an.

Es wurde gequert von dem breiten gezackten Streifen der halbmannshohen Betonhöcker, die in fünf Reihen hintereinander gestaffelt waren. Die Höckerlinie paßte sich geschickt dem Gelände an, sie zog sich hinauf und hinab und wechselte jäh die Richtung in scharfen Ecken, so daß sie den dahinter versteckten Bunkern das günstigste Schußfeld bot.

Die harten martialischen Züge wirkten wie aufgezwungen auf die sanfte, freundliche Hügellandschaft, die da lag wie ein großer natürlicher Park.

In geringem Abstand von den Höckern war fortlaufend im Gras ein mehrere Meter breiter Streifen mit Pflöcken abgesteckt, der sich hinter ihnen durch das Gelände zog, so weit man sehen konnte. Je 10 Mann von uns erhielten einen bestimmten Abschnitt von dem Bauleiter zugeteilt. Vier Meter sollten wir in die Tiefe gehen. Auch die Breite der Sohle des Panzergrabens wurde festgelegt. Die ausgehobene Erde mußte vor dem Graben flach verteilt werden. Zur Tarnung sollte sie zum Schluß mit dem ausgestochenen Rasen abgedeckt werden. In der Grabenwand blieben Podeste stehen, damit die Erde aus der Tiefe zunächst dort hinaufgeschippt werden konnte. In der Grabenwand waren in bestimmten Abständen primitive Einstiege für die Erdarbeiter vorgesehen.

Es war einige Tage ruhiges Herbstwetter, wir begannen mit unserer Arbeit. Zum Glück hatten wir in unserer Gruppe ein paar, die sich darauf verstanden, vor allem einen älteren Bauern aus einem Dorf bei Homberg. Es kam darauf an, beim Hacken und Schaufeln keine Kraft zu verschwenden. Er zeigte uns, daß man bedächtig und zielstrebig vorgehen mußte.

Niemand störte uns, aber der Frieden war trügerisch. Schon am nächsten Tag erschienen feindliche Flugzeuge. Wir rannten aus dem Graben, der Rasen war schon abgehoben, die Umriss waren zu erkennen. Zwischen den Höckern warfen wir uns nieder, obwohl wir wußten, daß wir dort keinen Schutz hatten, wenn von oben geschossen wurde oder Bomben fielen. Es wurde erzählt, daß die Betonsplitter der Höcker schon anderswo zu schlimmen Verwundungen geführt hätten. Aber, was sollten wir machen? Wären wir im Graben geblieben, hätte man uns sofort erkannt. Im Tiefflug hätten wir von der Flanke wie die Zinnsoldaten niedergeschossen werden können.

Eine Flakbatterie, die in unserem Rücken stand, hatte noch nicht einmal moralischen Wert. Sie bestand aus russischen Beutegeschützen. Die Flaksoldaten sagten uns, die Munition, die sie hätten, passe nicht zu den Geschützen. In der ganzen Zeit, wo wir an dieser Stelle arbeiteten, gab die Batterie keinen einzigen Schuß ab, obwohl täglich feindliche Flugzeuge den Wall abflogen.

Deutsche Flieger ließen sich in unseren Wochen am Westwall nur ein- oder zweimal sehen, jedesmal nur ein einzelner. Dafür lernten wir die englischen Jabos, die "Rotschnäbel", wie wir sie nannten - sie hatten eine rote Markierung am Bug - umso besser kennen. Sie kamen meist nachmittags und flogen so niedrig, daß man fast den Piloten zu erkennen meinte. Sie sollten wohl den Fortgang der Schanzarbeiten kontrollieren. Bei jedem Motorengeräusch stürzten wir aus dem allmählich tiefer werdenden Graben zu den Höckern. Jedesmal wartete man auf Schüsse von oben, jedesmal wußte man nicht, ob man zwischen den häßlichen, großen Betonzähnen liegen

bleiben würde, verwundet oder tot. Aber es fiel kein Schuß, kein einziger in vier Wochen. Es war wie ein Wunder.

Man kann verschiedene Gründe dafür annehmen. Durch ein gut funktionierendes Spionagenetz wußte der Gegner, daß große Kolonnen von Fremdarbeitern, besonders Russen und Polen, am Westwall zum Schanzen eingesetzt waren, sie wollte man schonen. Ebenso wußten die militärischen Fachleute auf der Gegenseite, daß ein solcher Panzergraben für eine moderne Armee kein nennenswertes Hindernis war. Andererseits wurde der Rüstungsindustrie gerade durch die herangeholten Fremdarbeiter ein gewisses Arbeitspotential entzogen.

An einem Nachmittag erlebten wir aus 30 km Entfernung einen schweren Luftangriff auf Saarbrücken mit. Der Donner der Einschläge war so deutlich zu hören, als ob der Angriff in nächster Nähe erfolge. Riesige Rauchwolken stiegen am Horizont in den grauen Himmel. Man konnte sich nicht vorstellen, daß Menschen dieses Inferno überlebten. Später hörten wir, daß die Zahl der Opfer bei Angriffen auf diese Stadt verhältnismäßig gering sei, da die Bevölkerung seit Wochen zum größten Teil in einem 2 km langen Bergwerkstollen hause.

Typisch für die beginnende Agonie des Dritten Reiches war neben der absoluten Beherrschung des Luftraums hier in Frontnähe durch die Alliierten auch die Vergeudung der menschlichen Arbeitskraft, der Mangel an Maschinen und Benzin. Moderne, starke Baumaschinen hätten in einem Bruchteil der Zeit, die wir brauchten, einen solchen Panzergraben ausheben können. Aber sie standen nicht zur Verfügung, sie hätten auch wegen der Fliegerangriffe nicht herangeschafft werden können.

Noch einige andere Bilder von dieser Zeit am Westwall sollen folgen:

Über das Essen konnten wir nicht klagen. Mittags war eine halbe Stunde Essenspause. Den Eintopf empfangen wir aus der Feldküche oder er wurde in großen Behältern herangefahren. Er wurde von kriegsverpflichteten Frauen in der Stadt gekocht.

Wenn es zu dämmern begann, wurde die Arbeit von den Bauführern abgepfiffen. Nach 9-10stündiger schwerer Erdarbeit stellten wir unser Arbeitsgerät im Graben zusammen, klopfen den Dreck von Kleidern und Schuhen und stellten uns geschlossen auf zum Rückmarsch in die Stadt. Wenn wir dort ankamen, war es dunkel geworden. Das Abendessen wurde ausgeteilt - Brot, Wurst und Margarine - und die Essensration für den Morgen. Man hockte sich auf den Boden, auf das Stroh.

Schon an einem der ersten Tage sahen wir, wie Polen verprügelt wurden. Es war bei der Essensausgabe in der Mittagspause. Die jungen Leute drängten sich um den Kessel. Ein Mann in SA-Uniform schlug mit dem Gummiknüppel auf sie ein, um sie zur Raison zu bringen. Die Polen erhielten das gleiche Essen wie wir.

Je mehr sich der Oktober seinem Ende näherte, umso unfreundlicher wurde das Wetter. Es wurde kalt, es regnete, der Boden des Grabens wurde zu Schlamm. Wir standen darin mit nassen, kalten Füßen, in Kleidern, die nie trocken wurden, und mühten uns, mit der Schippe das schwere, feuchte Erdreich von der Grabensohle auf das Podest und dann über den Grabenrand zu werfen. Die Arbeit wurde so schwer, daß sie an den Rand unserer Kräfte ging. Im November trat dann Frost ein. Jede Nacht froh der Matsch auf der Grabensohle zusammen, tagsüber taute er dann wieder auf.

Täglich ging eine Gruppe uniformierter Parteileute den Graben ab, um unsere Arbeit zu kontrollieren und uns zu größerer Eile anzutreiben. Man setzte einen Termin, bis zu dem jede Arbeitsgruppe ihren Abschnitt beendet haben sollte. Dann sollte ihr ein neuer zugeteilt werden.

In unserer Nähe arbeitete eine Gruppe von Opelarbeitern aus Rüsselsheim. Es waren meist jüngere Leute. Es mögen Renitente gewesen sein oder "politisch Unzuverlässige", die das Werk ganz gerne einmal losgeworden war. Die Opelgruppe war als eine der ersten mit ihrer Arbeit fertig, saß auf dem Grabenrand und rauchte Zigaretten. Mit Interesse sah sie einer Gruppe von älteren Studienräten und anderen Beamten zu, die unmittelbar in der Nähe arbeitete und noch weit im Rückstand war. Sie baten die Arbeiter, ihnen zu helfen, damit sie keine Schwierigkeiten bekämen. Die Opel-Leute reagierten nicht darauf. Als wir mit unserem Abschnitt fertig waren, gingen wir mit Hacke und Schaufel hinüber zu den alten Leuten. Gemeinsam mit uns schafften sie dann ihr "Soll". Die Arbeiter daneben sahen uns zu und rauchten ihre Zigaretten.

Ein weiterer Abschnitt des geplanten Panzergrabens wurde nun unter die Arbeitsgruppen unserer Kolonne aufgeteilt, die Schinderei begann von neuem.

Einmal hatten wir Gelegenheit, einen kleinen Bunker von innen zu sehen. Er war - wie anscheinend alle anderen in der Nachbarschaft - ohne Waffen oder irgendein Gerät. Starke Betonwände, nach allen Seiten Schießscharten für die MG. Ein schmaler, nur einen Mann breiter Gang, führte im Zickzack ins Innere, eine unvorstellbare Enge. Wenn es schief ging, blieb der Besatzung nur die Wahl, erschlagen zu werden, zu ersticken oder zu verbrennen. Ein Labyrinth der Hölle.

Die ungewohnte, harte und schwere körperliche Arbeit ging vielen über die Kraft, Erkältungskrankheiten breiteten sich aus, je mehr der November fortschritt. Die kleine Krankenstube in der Schule war überfüllt. Ich konnte mit der rechten Hand kaum mehr zufassen - Sehnenscheidenentzündung. Aber ich ging nicht zum Arzt, denn man hatte beim Appell bekanntgegeben, wer mehrmals zum Arzt käme, ohne daß der ihn krankschriebe, werde beim dritten Mal in ein Straflager an der Front gebracht.

Wenn ein Grabenabschnitt fertig ausgehoben war, wurde der davor liegende Abhub planiert und sorgfältig mit den Grasstücken belegt, die man zu Beginn der Arbeit ausgestochen und aufgeschichtet hatte. Es war eine leichtere Arbeit als das Hacken, Graben und Schaufeln im Graben und das Hochstemmen der Erde.

In unserer Nachbarschaft besorgte das mit Sorgfalt und Akuratesse ein alter Gewerbelehrer aus Frankfurt. Wir nannten ihn den "Schrebergärtner". Er tat seine Arbeit mit der gleichen Sorgfalt, mit der er wohl die Beete in seinem Schrebergarten in einem Frankfurter Vorort bearbeiten mochte. Er war ein freundlicher Mann und heiterte uns manchmal mit einem Scherzwort in seinem gemütlichen "frankfurterisch" auf. Aber seine politische Haltung war kritisch. Gelegentlich kam das mir gegenüber heraus. Im Dritten Reich entwickelte sich ein Gefühl dafür, wie weit man bei seinem Gegenüber gehen konnte. Auch wußten ja alle hier, daß kein "Begeisterter" an den Westwall geschickt worden war.

Einmal hatte er mir gesagt: "Unser Führer hat den gleichen Fehler gemacht wie unsere Regierung 1914. Er hat den Kampf gegen die ganze Welt aufgenommen. Nun müssen wir alles noch einmal durchexerzieren". Eines Nachmittags war er anders als sonst. Still und in sich gekehrt hantierte er mit dem Rechen. Er stand sehr einsam da, sehr allein, trotz der Menschen in seiner Nähe. Einer der Kameraden aus seiner Gruppe sagte uns, als wir nach ihm fragten, er habe eben einen Brief erhalten, sein zweiter und letzter Sohn sei nun auch gefallen.

Allmählich entwickelte sich bei uns ein besonderes Gruppenbewußtsein. Wir sprachen nie darüber, aber es war da. Wir fühlten uns - auch wenn wir unbewaffnet waren, vielleicht sogar deswegen umso mehr - als ein "verlorener Haufe", wie Landsknechte, die weiterkämpfen mußten, für eine Sache, die nicht die ihre war, auch wenn sie wußten, daß es keinen Sinn hatte. Wir gaben uns äußerlich martialisch. In unseren alten Mänteln und Hüten, gestützt auf weiße, bizarr geformte Stöcke, die wir aus in der Nähe des Walls stehenden Akazien geschnitten und entrindet hatten, schritten wir zum Schanzen hinaus und wieder zurück zur Stadt, die Pfeife im Mund und in der Hand das Kochgeschirr, Bauern, Beamte und Arbeiter, gestandene Männer und Alte.

Es gab kaum Zuschauer in Zweibrücken, man kannte das Bild. Die Männer waren zum großen Teil fort, als Soldaten oder zum Schanzen. Die Frauen und Kinder saßen wegen des fast ununterbrochenen Fliegeralarms in den Kellern oder in den tiefen Kasematten im Himmelsberg, die Festungsbau-Ingenieure Ludwigs XIV. angelegt hatten.

Diese Kasematten aus den Reunionskriegen lernten wir zuerst bei einem der sehr seltenen nächtlichen Fliegeralarme - meist gab es nachts überhaupt keinen Alarm - kennen. Man hatte uns den Eingang einmal bei Tag gezeigt. Er lag nicht allzuweit von unserer Unterkunft. Wir tasteten uns in der Dunkelheit mit vorsichtigen Schritten hin. Nur wenige andere Menschen stiegen mit uns hinab. Über spärlich beleuchtete hölzerne Stiegen ging es in die Tiefe, bis wir den Boden der Kasematten erreicht hatten, 30 m unter der Erde. Fast die gesamte Bevölkerung der Stadt hatte sich in den hohen, gemauerten Gewölben eingerichtet, aber eine Stadt von Frauen und Kindern, fast ohne Männer. Jede Familie hatte versucht, sich einen eigenen kleinen Raum abzugrenzen, aus Sofas und Kisten, aus Betten und Koffern und aus Kinderwagen. Viele blieben - wie sie uns sagten - fast den ganzen Tag unten in den dumpfen, kalten, kaum beleuchteten Kellern im Innern des Berges. Nur um die Mittagszeit stiegen manche Frauen heraus, um einzukaufen und in ihren Wohnungen zu kochen. Die Kinder ließen sie in den Kasematten, auch die Babys in der Obhut älterer Geschwister. Die hygienischen Verhältnisse waren äußerst primitiv, oben außerhalb, standen ein paar Latrinen.

Die Stadt war im November 1944 noch unzerstört, sie blieb es, solange wir in Zweibrücken waren. Erst in den letzten Kriegsmonaten fiel sie zum großen Teil den Fliegerbomben zum Opfer. Noch stand das Barockschloß der Herzöge, auch die gleichförmigen Straßenzüge aus dem 18. Jh. waren unversehrt.

Wir gingen selten aus in die Stadt, wir waren viel zu müde. Wir hockten nach der Arbeit in dem zugigen Saal auf dem Stroh, unsere nassen Klamotten hingen zum Trocknen über den Heizkörpern oder über Schnüre, die wir quer durch den Raum gespannt hatten. Es roch nach Schweiß, nach feuchten Kleidern und schlechtem Kriegstabak. Um 21 Uhr erlosch das Licht, wenn nicht schon vorher ein Alarm war. Um 1/2 5 Uhr beim

Wecken wurde es wieder eingeschaltet. Ein neuer Tag begann, grau, öde und sinnlos. Denn wir wußten alle, daß der Krieg endgültig verloren war. Was dann aber wurde, daran dachte niemand. Es war auch nicht vorstellbar, so wenig wie die Zeit des Nationalsozialismus vorher vorstellbar gewesen wäre.

Alle sehnten das Ende unserer Zwangsarbeit herbei. In unseren Einberufungsschreiben war von 14 Tagen die Rede gewesen. Als dann weiter Tag für Tag verstrich, wurde die Stimmung immer mieser. Regen und Kälte setzten uns bei der Arbeit immer härter zu. Noch kurz, bevor wir dann zum Heimtransport verladen wurden, hatte uns eine Mitteilung beim Appell einen Schock versetzt. Wir sollten als Schanzarbeiter an die Front verlegt werden. Wir würden als Soldaten eingekleidet. Es sickerte durch, daß wir bei Salzburg in Lothringen, südlich von Metz - heute Chateau Salin - eingesetzt werden sollten. Die Stimmung fiel auf den Nullpunkt.

Einige Tage später aber fuhren wir dann trotzdem mit einem Sonderzug nach Oberhessen zurück. Am 22. November waren wir wieder zu Hause. An diesem Tage ging Metz verloren, am 23.11. Straßburg. Der Westwall wurde aber an diesem Teil der Front noch nicht sofort angegriffen. Die Gründe dafür sind strittig.

Es ist nicht anzunehmen, daß nach unserer Heimkehr noch weitere Kolonnen zum Westwall nach Zweibrücken geschickt wurden. Der Winter stand vor der Tür, Erdarbeiten waren kaum noch möglich. Die deutsche Führung versuchte noch einmal im Norden der Westfront, die Initiative zurückzugewinnen. Am 16.12.44 begann die Ardennen-Offensive. Im Elsaß gelangen den deutschen Truppen noch einige Erfolge. Erst im Frühjahr begann der Angriff auf den Westwall an der Pfälzer Grenze. Die Panzergräben, die wir ausgehoben hatten, bildeten für die gepanzerten Bulldozer der Amerikaner kein Problem.

Am 18. März 1945 erreichte das XV. amerikanische Korps den Westwall, "dessen minderwertige Bunker den Panzergranaten und Flammenwerfern dutzendweise zum Opfer fielen. An den darauffolgenden Tagen nahm das XV. Korps Zweibrücken und Homburg ..." (Raymond Cartier, Der Zweite Weltkrieg, Bd. 2, München, Zürich 1977, S. 978).